

Die Arbeiterlieder

Nr. 24

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Arbeiterlied.

Von Ernst Preczang.

Und zehrte an unserem Leben auch
Die rohe Gewalt und die meuchelnde List,
Und nagten gefräzig die Stunden auch
Wie der Rost, der den stählernen Glanz zerfrißt,
An unseren schaffenden Kräften,
Und dornte die Lust in den Säften,
Und schlich um das Haus die verderbende Noth —
Noch leben wir! Noch sind wir nicht todt!

Und häufte der graue, der schleichende Tag,
Und thürmte schweißpressend die jagende Hast
Zu Allem, was uns auf dem Nacken lag,
Noch neue Bürde, noch größere Last,
Auf daß dem beladenen Rücken
Gewohnheit werde das Bücken,
Und legten sie brennende Sorgen drauf —
Wir werfen's ab! Wir richten uns auf!

Und glitten die Stunden an uns vorbei
Wie schwerer Wolken eintöniger Zug,
Und hing's an den Augenlidern wie Blei,
Wenn ermattet der Fuß uns zum Lager trug.
Ob um uns die fröhlichen Farben
Und Blüthen des Lebens starben,
Und sah unser Auge die Schönheit nicht —
Wir heben's doch wieder empor zum Licht! . . .

Wir sind wie das Meer, das ruhige Meer,
In das jeder Tag seine Furchen prägt,
Wir sind wie das Meer, das geduldige Meer,
Das leise murrend die Lasten trägt.
Doch es kommt die trostige Stunde,
Dann bricht der Sturm aus dem Grunde,
Und es hallt wie ein Schrei von Ort zu Ort
Des Zornes erlösendes Wort!

Und schlafst in verkapselten Seelen auch
Der heimliche Kern noch, der treibende Saft,
Ein weckendes Rütteln, ein stürmender Hauch,
Und jählings bricht aus der Hülle die Kraft.
Wo die Ströme des Lebens ruhten,
Schwillt's an zu bedrohlichen Fluthen,
Und vorwärts wider Gewalt und List
Drängt, was aus der Tiefe erstanden ist.

Was zögerst Du noch, unterwürfiger Knecht?
Es ist wohl ein harter Strauß,
Es ist ein harter Strauß um das Recht,
Doch den Streit, wir fechten ihn aus!
Die Stunden verrinnen, verdämpfen,
So wag's, mit den Brüdern zu kämpfen,
So dulde, so zaudere länger nicht,
Und wirf in die Schale auch dein Gewicht!

Es ist ein gewaltiges Feuer entbrannt,
Das leuchtet weiter mit flammendem Gruß,
Und ihm entgegen auf neues Land
Sezen wir den erobernden Fuß.
Es fallen die drohenden Schranken
Vor den bligenden Zukunftsgedanken,
Und unwiderstehlich aus Nöthen und Nacht
Dringt aufwärts und wächst die befreende Macht.

Der Strom ist im Fließen, das Rad ist im Dreh'n,
Und es hallt aus der steinigen Schlucht:
Wir müssen weiter! Wir dürfen nicht steh'n!
Es lockt uns die sonnige Bucht. —
Es flutet und schwemmt um die Speichen:
Nicht rasten! Nicht zittern! Nicht weichen!
Die Säge knirscht und der Hammer fällt —
In unseren Händen das Loos der Welt! —

Die Bergleuchte.

Erzählung von Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Markus blies vor sich hin, als wäre das Licht vor ihm. Freude zuckte dann über sein Gesicht, und als ob der Gedanke, sein großes Ziel, ihn frästigte, führte mit jedem Tage ein Theil der alten Stärke zurück. Er durchmaß schon die Kammer, er durchmaß die Stube. War er heut' nach zweimaligem Hin und Her müde, so kommt' er morgen dreimal und viermal den gleichen Weg machen.

So war man langsam tiefer in den Dezember hinein gekommen. Auf dem finsternen Berge lag der weiße Schnee und machte den Höhenzug hell. Markus Duzyn hatte zum ersten Male die frische Winterluft draußen geschöpft. Ein wundersam wohliges Gefühl der Genesung erfüllte ihn. Und ihm war, als müßte noch Alles gut werden, wie es früher einst gewesen war, als müßte das Licht am Berge von selbst erschöpfen, wie seine Schuld und Krankheit. Eine merkwürdige Hoffnung wuchs und keimte ihm.

Eines Tages, schau neigte sich die trübe Dämmerung, daß er am Fenster der Kammer. Und als es langsam immer dunkler ward, hatte er das seltsame Gefühl, als klänge ihm etwas ganz Fein in den Ohren. Er horchte, schüttelte den Kopf — aber das Klängen ließ nicht nach.

Da öffnete er das Fenster. Feierliche Stille draußen — weiß der Schnee überall, er leuchtet durch die Dämmerung, er läßt auf Strand und Baum. Die Luft ist unbewegt, der Sturm, der den finsternen Berg so oft umbraust, ist fortgezogen in ferne Länder.

Und mit das Klängen tönt . . . es schwint a., es ist ein feierliches Jubeln, es kommt von allen Seiten.

Im Zimmer nebenan schneidet Thaddäus an einem Stecken.

Sehe ich Marcus in die Tür getreten.

Horch, sagt er . . . hörest Du nichts? Der läßt das Messer sinken und biegt sich vor. Dann zückt er die Achseln.

Die Glocken nur . . . sie läuten von den Dörfern. Und als ob er jetzt erst sahe, daß es schon hässlicher wird, legt er die Arbeit beiseite und sieht die Mütze an.

Die Glocken?

Was sonst? Es ist Weihnachten heut'. Damit verläßt er das Haus.

Marcus bleibt nicht in der Stube. Er geht in die Kammer zurück an's offene Fenster.

Und immer höher schwint der Chor der Glocken. Es ist ein heiteres Durcheinander, ein Läuten, das weit durch die Stille, klare Luft kommt, von Kirchdörfern und aus Städten, die dichten in der Ebene liegen. Und die Ferne macht all' die Klänge noch reiner und schöner. Sie alle brechen sich um finsternen Berge, steigen empor zu ihm, umlauten ihn.

Marcus Duzyn hört zu ohne Regung. Er hat gar keine besondern Gedanken dabei, aber er fühlt sein Herz warm werden. Lange Ströme gehen hindurch und darüber.

Weihnachten! sagt er. Dein Wort sonst. Aber in dem einen liegt Alles.

Das Licht, das röhrend und röhrend vom Gipfel schlägt — heut' kann es nicht brennen. Heut' hat es die jubelnden Glocken gegen sich, die aus allen Thälern, Dörfern und Berggebirg flüend, zu ihm eindringen, heut' muß Herz und Zorn untergehen in dem gewaltigen Erlöserstrom, der durch die Welt brant.

Er sieht das Alles nur daran; er fühlt es als Glück und Beziehung. Er kann empor zum Gipfel, der dunkel bleibt, der im Nacht und Bergescheinheit fast wie seine Schuld. Und er fasst die Hände und sagt ein Gebet zusammen, während er noch unter den Glocken singt.

Aber plötzlich starrt er empor mit gewollt ungeschlossenen Augen.

„Maria Sei!“ Seine Füße knirschen sich um

das Fensterkreuz. Ein wildes Zittern geht durch den Körper.

Das ist das Licht. Höhnisch und klar sieht es ihn an . . . auch heut' in der Weihnacht. Über die ganze Welt flutet erlösende Liebe, nur über den finsternen Berg nicht.

Es ist, als wollten die Glocken sich alle noch einmal zusammenfassen zu großem Jubelchor. Aber sie werden schwächer und schwächer. Immer heller jedoch brennt das Licht droben, gleichsam triumphirend, als habe es die Glocken besiegt. Nun schweigt das Geläute — hier, jetzt da noch ein einzelner Ton, wie ein Nachzügler der großen Heere, wie eine leise, leise Bitte — dann die tiefste, tiefste Stille.

Und droben die Leuchte, die unansößlich ist, die keine Christnacht besiegen kann.

Marcus Duzyn wendet kein Auge von ihr. Die Hoffnung, die groß wie die Sonne aufging, ist jäh versunken. Ein dumpfes Stöhnen flagt ihr nach.

Aber aus der tiefen Not- und Verzweiflung wächst Trost und Haß. Haß gegen das flimmernde, höhende, triumphirende Ding da oben. Ist er nicht elend genug? Hat er nicht gebüßt? Giebt es kein Erbarmen? Warum quält das Licht ihn so?

Mit der alten, geheimen Macht zieht es ihn aufwärts. Der Gedanke, den die Hoffnung begraben, taucht von Neuem auf und wird lebendig.

„Es ist nicht unansößlich!“ murmelt er. Jeder Hand des Mundes, jeder Schlag der Hand —

Marcus Duzyn steht nicht mehr am Kammerfenster. Ein einziger Gedanke erfüllt ihn: das höhende Licht da oben zu töten. Was die Glocken, was die Liebe nicht konnten — Trost und Kraft würden es können!

Er greift nach dem Stecken, an dem der Bruder vorhin herumgeschritten. Wie ein Verzweifter nimmt er den Berg empor. Er gleitet aus, er rutscht mit den Knien im scharfen Schnee, er sticht weiter. Da muß der Weg sein — da sind Fußspuren! Kein Anderer als Thaddäus könnte hier gegangen sein.

Lodmühle ist er schon, aber er braucht mir anzusehen, und als risse ihn von oben eine Hand empor, geht es aufwärts. Denn oben ist ja das Licht, das unansößliche, das heut' doch verlöschen soll.

Immer größer wird das Leuchten, immer näher kommt der Gipfel. Einmal ist ihm, als käme von drüben eine dunkle Gestalt heran, als höre er ein Rufen. Weiter! Kann kann er sich noch vorwärts schleppen, Alles an ihm zittert, jeder Nerv ist gespannt, die Schwäche, die noch von der schweren Krankheit hertritt, will ihn völlig übermannen.

Aber schon ist er oben. Da leuchtet das große Licht. Die letzte Kraft nimmt er zusammen. Sein Geist glüht, er schwankt und taumelt, aber er hebt den Stecken.

„Marcus!“

Zöhn zückt er zusammen wie ein erfaßter Dieb, und vor der Leuchte, die er hat zerstören wollen, bringt er selbst niedert.

Als Thaddäus Duzyn, der ihn unterwegs gejagt hat und ihm gefolgt ist, zuspringt, findet er einen Bewußtlosen. Er nimmt ihn auf, er nimmt ihn in die Arme und trägt ihn hinab. Der Schweiß bricht ihm aus, alle seine Glieder zittern unter der schweren Last, jeden Augenblick muß er rasen.

Der Himmel hat sich bezogen. Es fängt langsam an zu schneien. Die Glocken und Sternchen fallen auf Marcus Duzyn's Stirn und Gesicht und scheinen nicht schmelzen zu wollen, als deckten sie einen Todten. Endlich regt er sich. Er redet vor hin, dann fängt er an, um sich zu schlagen. „Das Licht . . . das Licht . . . fort mit dem Licht!“

Da lacht Thaddäus kurz auf.

„Kann die zwei da sind, die noch fehlen!“ Und langsam schaut er in der schweigenden Christ-

nacht seinen Bruder hinab, während die Leuchte ihnen von oben nachsieht.

Marcus Duzyn erlebt einen gefährlichen Rückfall; mit gleichsam erneuter Wuth wirft sich die eben zurückgeschlagene Krankheit auf ihn. Der entkräftete Körper scheint diesem zweiten Anfall nicht gewachsen. Der Bruder, den nichts aus seinem stumpfen, äußerem Gleichmuth zu reißen vermögt, denkt schon an den Sarg, den er bald wird bestellen müssen.

Aber noch einmal siegt das Leben. Wochen gehen hin, Monate; ein wärmeres Blättchen weht dann und wann schon. Da lernt Marcus Duzyn laufen. Er lernt es wie ein Kind. Er setzt einen Schritt vor den anderen. Der Bruder hilft ihm doch auch dies geschieht ohne Liebe. Ohne Liebe hat er ihn gepflegt. Selbst der Gedanke an den Tod hat das hartgewordne Herz nicht geschüttelt. Nacht für Nacht stand das Licht über der Ebene und sah weithin in die Laude.

Nun sitzt der langsam Genesende wieder wieder vor einem Vierteljahr in der Nähe des Fensters und blickt hinaus. Seine Hände sind bager und beinahe fein geworden; in seinem Gesichte steht ein Zug der Ergebung.

Alle seine Gedanken kreisen noch immer um die Bergleuchte, aber anders als früher. Er weiß, daß er Unrecht hatte, als er dies da oben für ein gewöhlisches Licht hielt, das Feder anlöschen könnte. Mit leisem, aber gläubischen Graten blickt er empört. Warum lächte der Ruf seines Namens ihm den Arm? Warum brach er zusammen vor dem ruhigen Leuchtenden Licht? Warum konnte er es nicht zerstören?

Nicht nur, weil er entkräftet war durch die lange Krankheit, nicht nur, weil Thaddäus ihn zuvor kam, sondern auch, weil das Licht unansößlich war — unansößlich wenigstens für ihn. Nur Einer war Herr über dieses Licht, das war sein Bruder. Nur er konnte ihn davon und von seiner Schuld erlösen. Wie schwer er an dieser Schuld auch trug und getragen hatte — noch war sie ungesühnt und brannte hell dort oben . . .

Ergeben und schamhaft senkt er den Blick. Er will nie mehr das Vermessene wagen.

Aber wie langsam Kraft und Gesundheit zurückkehren, wird auch wieder die glühende Schönheit wach, frei zu werden von Allem, was ihn drückt.

Draußen ist schwelender Frühling, der an dem finsternen Berg nicht vorüberging. Alles wird jung und grün, Alles bricht Kräuter und Blätter, bricht den Baum, der es gehalten. Etwas lebendiges, unnambar Süßes liegt in der Luft, gepflügte Felder senden den herb-kräftigen Duft dorthin herüber; Alles drängt hinaus zum Schaffen.

Marcus Duzyn fühlt den Frühling stärker, als jeder Andere. Es gährt in seinem Blut, noch freut sich darauf und reckt die Arme. Doch sein freudig Gesicht wird kalt, wenn er den Bruder sieht. Der Frühling hat ihn nicht anders gemacht. Keine Neuerung ist in dem Verhältniß zwischen den beiden eingetreten. Gerad' daß sie das Notwendigste reden.

Und Thaddäus sieht nicht oder will nicht sehen, worunter Marcus am meisten leidet.

Der schreit es ihm in's Gesicht:

„Sei kein Menschen, Thaddäus, hör' mir. Wenn Einer seine Mutter erschlagen hat — darf reden! Hör' mich an und dann schlag' mich tot, würg' mich, ich kann mich nicht wehren, also las' mich reden! Einmal nur — Alles 'raus Alles, Alles, Alles! Es frißt mich auf, wenn ich nicht von mir geb'! Erbarm' Dich und quäl' nicht so!“

Wer hat den Andern mehr gequält?“ fragt Thaddäus nur. Und hebt sich, als wachse er zu größer vor dem Bruder auf.

"Aber nicht Monate und Monate! Tod ist besser, als solch Leben!"

Da lodern die erloschenen Augen wieder.

"Bin ich zu Dir gekommen und hab' gesagt: Bleib bei mir? Hält mein Wille Dich hier? Der düstere Berg ist klein und die Welt ist so groß, daß keiner den Andern findet. Lauf hin — unverschlossen ist die Thür!"

Und seltsam lächelnd: "Geh' noch heut, wenn Du kannst!"

Er wartete die Antwort nicht ab. Er war immer schweigsam und nie für lange Gespräche.

Markus Duszyn blickt wieder nach draußen. Vögel schließen durch die klare Luft; Pfeile kommen aus dem Thal, endlos weit ist die Welt.

Warum geht er nicht?

Und doch weiß er, daß die Welt noch schöner und weiter sein und daß er doch nicht gehen könnte. Hier war er angeschmiedet durch die Schuld. Ob er hundert Meilen liefe — das Licht würde hinter ihm sein, ihn verfolgen.

Thaddäus hat Recht: "Geh' noch heut, wenn Du kannst." Sie wissen beide, er kann nicht.

Immer mehr fehrt die alte Kraft zurück, immer sehnüchteriger recken sich die Arme. Und plötzlich kommt es wie eine Offenbarung über den Gesundeten: er will arbeiten, schaffen, helfen. Die Arbeit soll die Last, die auf ihm liegt, lindern machen. In der Arbeit will er die Gedanken vergessen, die jetzt, in dem stumpfen Hinwegetire, sich nicht bannen lassen.

"Kann ich Dir helfen?" fragt er den Bruder einst. "Ich möcht' was thun."

Der sieht ihn schweigend an. Dann schüttelt er den Kopf: "Nein!"

Markus Duszyn ballte die Hand zur Faust. Dieser Bruder, der nicht straft, dieser Richter, der nicht richtet, ist grausamer und furchtböser als jeder Andere. Aber er will Alles versuchen: er geht mit zum Kaninchengang, er schnidet Gras, er läuft Stunden lang herum und sammelt Meißig — Thaddäus sieht es nicht. Und für ihn selbst sind diese Altweiberarbeiten nichts. Er möchte schaffen, daß ihm der Schweiß von der Stirn läuft, daß alle Muskeln sich spannen — schaffen, bis er todmüde in Schlaf sinkt.

So weist er eines Tages nach unten, in die Ebene, wo Sarbka liegt. Auf den Feldern ist Alles fleißig, nur zwischen den anderen liegen Necker, die Niemand pflegt, wo das Unkraut wuchert, die verkommen und verwildern. Es sind ihre Necker, die Necker der Duszyns, die einst hundertfältige Frucht tragen.

"Läß mich arbeiten, Thaddäus — arbeite mit! Wenn Du nicht Erbarmen mit mir hast, so erbarm' Dich des Bodens. Er verlindert und wird unfruchtbar, und könnt' fruchtbar sein!"

"Für wen?" ist die einzige Antwort. "Für wen soll ich mich plagen? Für mich? Für Dich?"

Markus stutzt. Er weiß keine Antwort darauf. Aber je mehr er darüber nachdenkt, um so enger verbinden sich allerlei Gedanken in ihm. Ihm ist, daß Feld da drunter sei so unerlöß wie er selber, wie sein Bruder auch. Sie Alle können erst auferstehen, wenn Schuld und Fehde getilgt und mit der Vergangenheit droben in Nacht gesunken sind.

Wann wird das Licht erlöschen? Er hört plötzlich die Worte: "Wenn die Zwei da sind, die noch fehlen!"

Hat er sie geträumt? Hat Thaddäus sie wirklich gesprochen?

Er hört die andere Antwort: "Für wen soll ich mich plagen? Für Dich? Für mich?"

Sein Athem geht rasch und kurz. Das Denken strengt ihn an. Aber sein Gesicht wird röther und seine Augen weiten sich, als sähe er ein Ziel in der Ferne — eine Aufgabe, die er vollbringen müßt, um sich und den Bruder, das Feld und den finst'ren Berg zu erlösen.

Er klagt die beiden nächsten Wochen nicht. Er arbeitet auch nicht. Er geht und wandert nur, kehrt zurück und wandert von Neuem, als hätte er keine Ruhe oder als müsse er sich üben.

Und als Thaddäus Duszyn eines Mittags nach Hause kommt, stellt sich Markus nicht ein. Mit schweren Schritten geht er nebenan in die Kammer. Da liegt auf dem Lager, mit ein paar Kiefernadeln festgesteckt, ein Blatt Papier. Ungeschickt darauf gemalt die Worte, die langsam, gleichsam buchstabierend, von Thaddäus abgelesen werden:

"Ich gehe fort und bleibe lange. Aber ich komme zurück. Markus."

IV.

Wenn Frühlingswinde des Nachts an den Läden zerrten, fuhr Thaddäus Duszyn jetzt oft empor und horchte. Er horchte, ob es nicht sein Bruder wäre, der um Einlaß bate.

Stumm und ohne zu zucken hatte er damals die Nachricht, daß er davongegangen sei, hingenommen. Der Bettel hatte noch denselben Platz, den er gehabt. Er lag neben den Kiefernadeln auf der Decke des Lagers. Thaddäus Duszyn kümmerte sich um ihn gerade so viel, wie um den fernen Bruder.

Oder doch nicht? Warum setzte er sich Nachts so oft auf und lauschte? Warum schrak er aus dem Schlaf? Warum schritt er manchmal zur Kammerthür, um plötzlich, wie über sich selbst zornig, dicht davor umzukehren? Hatte er sich doch schon so an den einzigen Menschen, der sein Leben mit ihm getheilt, gewöhnt, daß er ihn jetzt entbehrt? Und zählte er die Wochen mit der uneingestandenen Frage, wann der Andere wohl zurückkehren würde?

Wenn es geschah, braucht' er nicht allzu viel zu zählen. Noch war der Frühling nicht ganz dem Sommer gewichen, als müde Schritte draußen erschollen.

Thaddäus Duszyn saß ohne Licht in der Stube, die Fenster waren auf, tiefer Abend lag mit breiten Schatten über Berg und Ebene, die Leuchte am Gipfel brannte hell. Man sah weiter nach drunter finster den Wald, man roch mehr noch den kräftigen Athem, den er ausströmte. Die Grillen sangen überall, im Nasen, unter den Steinen, und hoch über den Lichtern von Sarbka standen die ewigen Lichter in Pracht und Klarheit am ungebrühten Himmel.

Da schossen die Schritte und da fuhr Thaddäus Duszyn auf. Die Schritte kamen ihm schwer und schleppend vor. Athemlos horchte er. Nun ging die dunkle Gestalt am offenen Fenster vorbei und öffnete die Thür.

(Fortsetzung folgt.)



Der „eiserne Kollege“ des Schriftsetzers.

Von Paul Hennig.

Tim Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität darf es uns nicht wundernehmen, wenn auch die Tätigkeit des Schriftsetzers sich dem Tempo anschließt, in dem die große Symphonie menschlicher Tätigkeit sich heute abspielt. Vor vier- bis fünfzig Jahren wurde durch Gutenberg der Druck mit beweglichen Lettern erfunden, vor ungefähr hundert Jahren gab Friedrich König durch die Schnellpresse dem Druck Flügel, aber bis vor einem Jahrzehnt noch leisteten wir im Schriftsetzen kaum mehr als Johannes Gensleisch zum Gutenberg.

Wie damals reiht man in den meisten Werkstätten der „schwarzen Kunst“ noch hente Buchstaben an Buchstaben und legt sie nach dem Gebrauch, fast mit dem gleichen Zeit- und Kraftaufwand des Setzers, wieder im Setzkasten ab. Der Gedanke einer mechanischen Beschleunigung lag nahe, allein man suchte seine Verwirklichung lange Zeit auf dem Wege des Setzens von Logotypen, d. h. von gegossenen Typen, welche mehrere Buchstaben in einem Stück vereinigten, und kam nicht vom Fleck.

Erst 1822 erschien die erste patentierte Setzmaschine auf dem Plane. Sie reihte einzelne Typen aneinander und hatte gar zahlreiche Nachfolgerinnen. Keine aber war im Stande, den Vorsprung auch nur einigermaßen wieder einzuholen, den die Schnelligkeit in der Kunst des Drucks gewonnen hatte.

Dies gelang merkwürdigerweise erst, nachdem man das Prinzip der Beweglichkeit der Typen wieder aufgab. Zwischen hatte die Drucktechnik durch die Notationsmaschine einen neuen ungeahnten Aufschwung genommen. Vollbringt sie doch in der Neuzeit das Wunder, in einer einzigen Stunde 20000 und mehr achtseitige Zeitungen zweiseitig bedruckt, gefalzt und gezählt auf den Tisch zu legen.

Da kam man endlich auf die Idee, in der Setzmaschine Matrizen statt der Typen zu Zeilen zusammenzurichten und auszuschließen. Während die nächste Zeile gesetzt wird, vollzieht sich ohne weiteres Mitwirken der Menschenhand selbsttätig das Ausgießen der Matrizenzeile zu kompakten gegossenen Zeilen in Letternhöhe, also druckfertigen Zeilen. Bevor dieses Ziel erreicht wurde, mußten freilich zahlreiche Erfinder sich vergeblich abmühen, viele gingen dabei zu Grunde und Millionen über Millionen wurden nutzlos geopfert, ohne daß etwas wirklich Brauchbares erreicht wurde. Die Geschichte der Setzmaschinen bildet eine Kette von Mühsal, Entbehrungen und Enttäuschungen, bezeichnet durch mehr als hundert Namen, unter denen nur die von Sörensen, Mitchell, Raftenstein, Lagermann und Thorne hier hervorgehoben sein mögen.

Erst Ottomar Mergenthaler, einem Württemberger, geboren am 10. Mai 1854, ist es gelungen, etwas Vollkommenes zu bringen. Er erfand eine Matrizen-Setz-Zeilengieß- und Matrizen-Ablegemaschine, die er Linotype nannte. Wie im Setzkasten, so ist auch bei der Linotype jeder Type ihr besonderer Platz angewiesen. Vorne rechts an der Maschine steht man eine Tastatur, ähnlich derjenigen einer Schreibmaschine. Jede der Typen, 90 an der Zahl, weist ein Schriftzeichen, Interpunktionszeichen oder eine Ziffer, kurzzinnig, eines der Zeichen auf, welche der Setzkasten enthält. Durch Anschlagen einer Taste wird die entsprechende Matrize (die das Bild der Type vertieft enthält) im Magazin ausgelöst. Neben dem Tastbrett ist eine Vorrichtung zum verstellbaren Festhalten des Manuskriptes angebracht, dicht dabei aber, linker Hand, befindet sich die Sammelstelle der Matrizen. Oberhalb der Nutriebräder, welche durch einen Riemen verbunden sind, sieht man hinter einer Glasscheibe einen Sammelriemen, welcher die infolge des Tastenausschlages aus dem Magazin fallenden Matrizen auf den in entsprechend schneller Bewegung befindlichen Transportriemen und in den Winkelhaken befördert. Die fertiggesetzte Matrizenzeile wird selbsttätig an die Gießform geführt. Diese steht in Verbindung mit dem durch Gas geheizten Gießfessel, welcher das flüssige Schriftmetall enthält. Ein Pumpenkolben bewirkt, daß durch einen Schlauch eine entsprechende Menge Letternmetall in die Gießform gespritzt wird, deren Basis die gesetzte Matrizenzeile bildet. Im nächsten Moment fällt die fertiggegossene Zeile aus der Maschine. Neben dem Matrizenmagazin ist eine Ablegestange für die benutzten Matrizen angebracht. Daneben befindet sich ein ovaler, von unten nach oben sich bewegender Arm, welcher die ausgedienten bzw. ausgegossenen Matrizen nach oben befördert. Durch sogenannte Ablegegrindeln werden sie weitergeschobt, so daß jede Matrize wieder an ihren Platz im Magazin austritt zu neuem Gebrauch.

Die Matrizen der Linotype sind Messingplättchen von 20 zu 30 mm Größe und verschiedener Dicke, je nach der Weite des eingeprägten Buchstabenbildes.

Der Antrieb kann durch Dampf oder Elektrizität erfolgen. Die Zeilenlänge ist veränderlich bis zu 28 Cicero (134 mm), ebenso ist die Maschine verstellbar für verschiedene Schriftgrade (Schriftgrößen oder -fogel). Eine neuere Verbesserung enthält die sogenannte Zweibuchstaben-Linotype. Dieselbe ist für Matrizen eingerichtet, die noch eine zweite gleich breit laufende Schrift enthalten, infolgedessen man einfacher gemischten Satz (z. B. aus gewöhnlicher und halbfetter Schrift) herstellen kann. Die Leistungsfähigkeit der Linotype beträgt durchschnittlich 6500 Buchstaben korrigierten Satzes in der Stunde, einschließlich automatischen Ablegens der Matrizen. Das ist mehr als drei Handsetzer zu erzielen im

Stände sind. Dabei kommt in Betracht, daß Lettern-aufschaffungen wegfallen. Die Linotype kostet 11 000 bzw. 12 000 Mark, erfordert annähernd 2 Quadratmeter Raum und ist von etwas komplizierter Bauart, dabei aber ein wahres Wunderwerk der Mechanik.

Diese ersten Eigenschaften führten im Jahre 1888 zur Erfindung einer anderen Schreibmaschine, Typograph genannt, seitens des Amerikaners J. N. Rogers, die ein Mr. F. G. Bright verbesserte. Dieselbe ist von überraschender Einfachheit der Konstruktion und erfordert bedeutend weniger Raum als die Linotype. Der Typograph arbeitet nicht wie jene mit frei in der Maschine laufenden kurzen, sondern mit an Drähten geführten, ziemlich langen Matrizen. Er verfügt über 84 Typen. Das Gleiten der Matrizen erfolgt durch deren eigene Schwere sowohl beim Setzen wie beim Ablegen; niemals verlassen die Matrizen die Führungsrähte, wodurch falsches Ablegen ausgeschlossen ist.

Der untere Theil des Typograph enthält den Gießapparat und die Vorrichtung zum Ausschließen des Sakes. Der obere Theil ist zum Umschlagen eingerichtet, hat die Form eines Rahmens, der mit den vorerwähnten Drähten überspannt ist und eine Tastatur enthält. An jedem Draht ist eine Anzahl Matrizen derselben Buchstabenform aufgereiht, von denen je einer, wie bei der Linotype durch den Anschlag einer Taste ausgelöst und dadurch zum Herabgleiten in den schräg nach abwärts gerichteten Drähten gebracht wird. Simmreich sind die Keile zum Ausschließen der Zeilen konstruiert. Das Ausschließen, Gießen und Ausstoßen der Zeilen geschieht selbsttätig. Nach erfolgtem Guß wird der Matrizenrahmen nach hinten umgekippt, so daß die ausgedienten Matrizen durch ihre Schwere herabgleiten und abgelegt werden. Es sind Zeilenbreite bis 24 Cicero (115 mm) und Schriftgrößen (Größen) von Kompareille bis Cicero (24—48 mm) möglich.

Wie der Handseher, verrichtet auch der Typograph seine Arbeit stehend. Er vermag alle Bewegungen seiner Maschine zu übersehen. Säfzehler erfordern den Neuguss der ganzen Zeile. Jeder einzelne Maschinentheil ist unentbehrlich, was für Bestellung von Erstaatsheilen bei etwaigem Bruch von Wichtigkeit ist. Das Auswechseln der Maschinenmatrizen bzw. die Anwendung einer anderen Schrift erfordert das Abnehmen des Matrizenrahmens und das Aufsetzen eines anderen, wozu zwei Mann erforderlich sind. Die Tastatur enthält 84 Zeichen.

Neben dem billigen Preise von nur M. 5500 hat der Typograph den besonderen Vorzug gegenüber Korrekturen und schönen Schnitten seiner Schriften. Die Maschine leistet nämlich durchschnittlich 1850 Buchstaben korrigieren Sakes.

Die dritte und neuere der zur Geltung gekommenen Matrizen- und Zeilengießmaschinen nennt sich „Monoline“ und hat einen Jünger Mergenthaler's: William Stephen Scudder, zum Urheber. Als früherer Verleiter Mergenthaler's konnte er sowohl die Vorteile als die Mängel der Linotype sehr genau und war befreit, letztere zu verbreiten. Seine Maschine hat viele Neuerlichkeiten mit der Linotype. Sie verfügt über die größte Zahl Sorten, nämlich 96. Die entsprechende Anzahl Typen bereichert sie auf bloßen 8 Matrizenräumen, wodurch eine Vereinfachung der Konstruktion ermöglicht ist. Sie wird, wie die Linotype, zugedrückt, ist aber von geringerem Umfang, erfordert auch $\frac{1}{2}$ Pfund Gewicht zum Betriebe. Die 8 Sorten Matrizenräume sind durch verschiedene Längen der Räume unterteilt. Beim Anschlag einer Taste fällt eine Matrize in den so genannten „Sammel“ und wird in entsprechender Höhe durch einen der 12 Einheiten an der Rückseite erreicht. Während die nächste Taste angeholt wird, rücken die schon gesetzten Matrizen automatisch weiter, bis ein Glotzenzeichen meldet, daß die Zeile nahezu voll ist. Durch Zusatzanschlag wird auch das Ausschließen bewirkt, worauf die Zeile selbsttätig nach links weiter wandert bis vor die Gießform. In diese drückt sich der Gießmund, durch welchen das flüssige Metall aus dem Pumpwerk in die Gießform pritzt, und so vollzieht sich der Gang der Zeile. Ein besonders finanzieller Ab-

legemechanismus befördert automatisch die Matrizen unfehlbar richtig sortirt in die betreffenden Abtheilungen des Matrizen-Magazins. Auch das Ausschließen kann nicht unterbleiben, da die Maschine streift, wenn der Seher versäumt, alle Ausschlussspatien (Zwischenstücke zwischen den Worten) der soeben gesetzten Matrizenzeile durch einen einzigen Handgriff so auseinanderzudrücken, daß die Zeile fest auf die vorgeschriebene Breite gepreßt wird. Durch unrichtigen Lastenananschlag falsch gesetzte Matrizen kann der Seher vor dem Guß sofort aus der Zeile entfernen. Auszeichnungsschriften (z. B. fette) können mit Handmatrizen leicht eingefügt werden.

Die Monoline leistet in der Stunde durchschnittlich 5250 Buchstaben korrigierten Sakes und kostet M. 6000, sie schafft also bei halbem Preise annähernd dasselbe Quantum wie die Linotype. Erstere gießt jedoch nur Zeilen bis zu 24 Cicero (115 mm) und kann in der Maschine nur immer eine Schriftgattung setzen und gießen. Dagegen ist das Verändern von Schriftgattung und Zeilenlänge in der Monoline ungemein leicht und schnell zu bewerkstelligen. Neben Zeitungssatz, der eigentlichen Domäne der Schreibmaschine, eignet sie sich auch gut zu Werksatz.

Es sind in neuester Zeit noch zahlreiche mehr oder weniger neue Systeme von Schreibmaschinen erfunden worden, noch aber hat keins von ihnen die Feuerprobe der Praxis bestanden wie Linotype, Monoline und Typograph, und es können wohl noch viele Jahre schwanken, bevor eine vierte Maschine sich bewährt. —



Kapital und Arbeit im alten Florenz.

Von A. Demmer.

Man kennt die Florentiner Proletarierinsurrection des Jahres 1378 die Revolution der Ciompi (sprich: Tschompi). Das eigentliche italienische Wort für unser „Wollkämmer“ heißt scardassiere. Ciompo ist erst zur nämlichen Bedeutung gelangt durch eine freche Verhöhnung der Proletarier, womit das regierende Bürgerthum sich eines bisher nicht erwähnten gewohnheitsmäßigen Verbrechens wider die heiligsten Rechte der Arbeiter chühlich rühmten. Ciompo ist verdächtig aus „compare“, Gevatter. So bezeichneten die Besiegenden spöttisch den Wollkämmer, weil sie ihr Herrenrecht nicht auf den männlichen Lohnslaven befrüchteten, sondern weiter auf dessen weibliche Angehörige ausdehnten. Darüber sind sogar einem urteaktionären Geschichtsschreiber, dem alten Heinrich Leo, die Augen übergegangen. „Es ist unbeschreiblich,“ meint er, „mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit damals die reichen Bürger von Florenz, die dadurch, daß sie einen Theil ihrer Jugendzeit in Handelsgeschäften und zwar größtentheils mit Bankiers und Wechselgeschäften im Auslande zubrachten, wo sie eben ihres Geschäftes wegen wie die Juden verachtet und doch genutzt wurden, ferner durch das ausgeschlossene sinnliche Leben in Florenz allen sittlichen Halt verloren; mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit diese die öffentlichen Verhältnisse für ihre Privatzwecke verwendeten. Wie die Bankiers mit Geldsummen versuchten, wie sie diese tankten, verwandten, vertheilten oder vereinigten, je nachdem es ihnen Vortheil brachte, ganz mit derselben Kälte behandelten sie menschliche Verhältnisse. Die Heiligkeit der Ehe hatte ganz aufgehört, und daß die Frauen ärmerer Männer für Geld den Reichen zu Willen waren, war ein so allgemeines, fast anerkanntes Verhältniß, daß ein entjüngelter Rüterspruch des ärmeren Mannes diesen sicher in's Verderben geführt haben würde.“ Der gute Leo hatte vor achtzig Jahren von den ökonomischen Zusammenhängen der Florentiner Geschichte mit einem ganz dumfen Schimmer. Die Thatsache aber ist richtig, daß die nämlichen Mammonschriften, die in der Eigenschaft von Bankiers geschätzte Finanzfaktur des Papstes waren, als Wollfabrikanten die Frauen ihrer Arbeiter unbedenklich zu Werkzeugen ihrer Lüste machten.

So erklärt sich der Name der Ciompi-Revolution von 1378. Die Explosion selber hatte natürlich nicht in denjenigen Spiknamen zu Grunde liegenden speziellen Thatsachen allein, so empörend sie auch waren, ihre letzte Ursache, sondern ganz allgemein in dem faulmischen Glend und der slavischen Abhängigkeit der Wollkämmer; in ihrer sozialen Lage, wovon die Prostituirung ihrer Weiber blos einen — freilich besonders widerwärtigen — Zug bildet, lag die letzte Ursache für den Ausbruch. Der nächste Grund dagegen war eine schwere Handelskrise, die den Wollselexport der Arnostadt infolge des eingangs skizzirten, eben im Jahre 1378 beendeten Konflikts mit dem Papste und infolge der damit zusammenhängenden pontifizalen Bogelfreierklärung, alles Florentinischen betraf; die Rückwirkung der Absatzstockung auf die Arbeiterschaft bracht nicht erst ausgemalt zu werden. Den unmittelbaren Anlaß zur Katastrophe gab ein revolutionärer Zusammenschluß mehrerer Gegenseite, mit denen das Proletariat an sich nichts zu schaffen hatte, denen es aber die nötigen Massen für den Straßenkampf stellen sollte. Erst waren es im Sommer 1378 zwei Sillionen innerhalb der regierenden Blutkönig, die sich um das Monopol auf die Staatskrippe boten. Die eine davon gedachte das Glück durch Heranziehung der bisher zwar nicht ganz rechtlosen, aber doch minderberechtigten und von der Herrschaft ausgeschlossenen Handwerkerzünfte des Kleinbürgertums und der tumultuarischen Proletariermassen zu verbessern. Das Kleinbürgertum aber wollte sich nicht blos als Puppe in den Händen der machtgierigen Drahtzieher aus dem Bürgerthum brauchen lassen, sondern heisste, die drohenden Scharen der bewaffneten Wollkämmer hinter sich, gebieterisch eine Umwandlung der Verfassung nach seinen Interessen. Zu die der Arbeiter dachte kein Mensch außerhalb ihrer eigenen Reihen; aber sie dachten diesmal selber daran.

In denselben Tagen der zweiten Julihälfte, wo die Kapitalisten und die Kleinbürgers, mit Rücksicht auf die trockige Haltung des Proletariats, aus dem Stadion des Kampfes in das der Verhandlungen über einen Kompromiß hinaufgerückt waren, hielten die Arbeiter bei Nacht wiederholte Geheimversammlungen ab, um zu berathen, was sie zur Verbesserung ihres Loses thun sollten, so lange noch die Waffen in ihrer Hand seien. Dabei verpflichteten sie sich eidlich zu gegenseitigem Beistand, wenn einer von ihnen wegen Theilnehmens in unerlaubten Versammlungen gefangen werden sollte, als „Verchwörer“ im Florentiner Kapitalistenjargon. Der Fall trat nun alsbald ein. Die Signorie, die oberste Staatsbehörde, die eben erst mit Hilfe der Arbeiter neu befestigt worden war, hatte auf unbestimmte Gerüchte von der bedenklichen Gährung unter den Ciompi nichts Eisigeres zu thun, als einen von ihnen verhafteten und behauptete Erpressung eines Geheimdandes auf die Koloniespanien zu lassen. Während dieser humanen Prozedur erschien gerade ein Ihrmacher, der es mit den Arbeitern hieß, im Palast der Signorie, um die Ihr zu stellen, merkte, was los war, und schlief in den proletarischen Quartieren Lärm. Am anderen Morgen — den 21. Juli 1378 — erschienen die Ciompi zu Tausenden bewaffnet vor dem Palast der Signorie, um die Herausgabe des Gefangenen zu fordern. Die neugebildete Regierung hatte gleichfalls ihren Anhang aufgeboten; aber die meisten waren, von bleichem Schreck erfaßt, ihren hänslichen vier Pfählen geblieben. Gegenüber den völlig rüchtlösen Behörden und Gewaltvertretern entwickelten sich nun die Dinge mit in solchen Augenblicken üblichen Schnelligkeit. Am 25. Juli war es schon soweit, daß die Stadt unter der Diktatur des Proletariats stand.

Die Florentiner, und ihnen folgend die neue Geschichtsschreibung, hat sich damit vergnügt, die Müt und Wege, die zu dem Ziele geführt hatten, dem Schauermannstil auszunehmen, der gegenüber proletarischen Emanzipationsbestrebungen von jeder internationaler Brauch ist. Das Geschimpfe über die wilde Unzucht der übermuthigen Proletarier,



Trinken Sie gern einen hochfeinen Kognak, Rum, Brantwein oder Liqueur etc., so werfen Sie nicht Geld fort für hochversteuerte, durch Zwischenhandel verhönte, oft höchst minderwertige fertige Fabrikate. Verlangen Sie wertvolles Rezeptbuch "Die Destillation u. Branerei im Haushalte", 9. Aufl., praktische Anleitung, kindleicht Selbstbereit. v. Kognak, Rum, Brantwein, Liqueuren, Bieren, Limonaden etc., welches überallhin fr. geg. Einsend. von 40 J. i. Briefen versendet Max Noa, Berlin N. 240.

Alle Raucher im Sturm eroberet hat sich meine beliebte Spezialität: **Havanillos**

mit Silber-Mundstück.

Jeder Raucher, der dieselbe probt hat, giebt fortlaufend Nachbestellungen. Tausende von Anerkennungsschreiben aus allen Ständen.

Feine Sumatra-decke. Gut und weiss brennend, sparsamstes und

billigstes Rauchen.
Fabrikpreis:
500 Stück nur 1.7,
1000 Stück nur 1.13,
1500 Stück nur 1.18.

Neptun-Cigarette aus aromatischem Tabak, 68 mm lang, 10 mm stark, 500 Stück nur 1.65, 1000 Stück nur 1.12. Alles frei in's Haus gegen Nachnahme.

Rud. Tresp., Neustadt Danzig D.18. Garantie: Zurücknahme od. Umtausch

Brennabor bekannt erstklassige **Nähmaschinen**
in allen Systemen, wie Singer, Schwingschiff, Rundschiff etc. Hohe Provision. Für alle Aufträge am billigsten. Preisliste gratis. **Leifermann**, Nähmaschinen-Großhandlung. Hamburg I.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1903 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig!

Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Hauptkatalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltig Huswabl bei allerbilligst. Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 20.

PLATEN'S — Verfasser des Werkes:
Platen, Die neue Heilmethode.
Reform-Oberkleidungsstoffe für Herren

D. R. G. M. No. 195735.

Hochadelige, elegante Muster für Gesellschafts-, Grassen-, Touristen- und Sport-Anzüge, dabei porös, luftdurchlässig und schwitzfähig, aus reiner Wolle hergestellt. Grösste Haltbarkeit garantiert! Abgabe jedem Massen: **Platen** franco gegen franke eine Konfession zu liefern, direkt von der allein conc. Fabrik **Platen** usa. Frdr. Hammer, Forst i. d. L. 7. Geprägtes 1903.

Bestes Nährmittel für Kinder und Kranke!

zu Pudding, Torten, Kekspissen, sowie Suppen und Saucen.

MAIZENA — leicht verzehlt u. sehr leicht zu haben in allen besseren Delikatess- und Colonialwaren-Geschäften.

Für 80 Pfennige
ca. Mk. 12 los Meter
solide Herrenstoffe
direkt von der
Fabrik. Preisfrist
solide Herrenstoffe, versch. Stoffe u. Garnituren, leichten, schweren, festen u. fest. Stoffen, Garnituren u. Stoffzubehör bezogen und bezahlt. Paul Hütter.

Umsonst und portofrei

Garantie 5 Jahre!
vergleiche mit jedem weiteren großen Geschäftshaus über Salinger Schuhmacher, Schuhmacher, Schuh-, Gürtel- u. Schuhwaren u. 2000 Preisen, 1/2 unterläng. Größe, fertig zum Gebrauch, zu Mk. 2.— pro Stück preis. Sonnen gegen Zucke oder Sonnenblume ist gegen jede Sehrengart. Diese im Geschäft mit 10 Pf. extra. Paul Schmid, Schuhmacherhof und Schuhgeschäft in 2200 bei Salingen 24.

Land - Partie!!

neuestes Scherz-Instrument der fidèle
Dundelsack
von Jedermann nach bei folg. Anleitung sofort zu spielen, für Landpartien humorist. Aufführungen, Picknicks, f. Weihnachts-, Neujahrs- u. Karnev.-Scherz, überhaupt da, wo man herzlich lachen will. P. St. 1.1.75, 4 St. (Quartett) 1.6.30, 6 St. 1.9.50 franko. Nachnahme extra.

Gotthardt Hayn, Breslau, 2.

Stempelfabrik
von Dr. R. Hecht
BERLIN S. Oranienstr. 142 liefert schnell und billig alle Arten Stempel in bester Ausführung
Kautschuk-Typen „Perfect“ zum Zusammensetzen einzelner Wörter sowie ganzer Sätze von Mk. 1,50 an.

Direkt von der Fabrik:
Komet - Fahrräder
sind auch 1903 die billigsten u. besten, seit 1886 ruhiglich, bekannt, schon v. Mk. 75 an m. Gerani. Einz. Pneum. Deck. à 1.4.70
Schläuche „3.30 Compl. Garantien „15,— mit Garantie.

Illustrierte Cataloge gratis und franco. Kommercie, Action-Ges., Dresden 176. Fabrik von Fahrrädern und Zubehör. Wo nicht vertreten, erfolgt direkter Versand.



14 Tage zur Probe!

versende jedem obenstehende Haushaltungs-Haarschneide-Maschine „Blitz“ unter Garantie mit genauer Gebrauchs-Anweisung und zwei Aufschiebeklemmen, um die Haare 3, 7 und 10 mm lang schneiden zu können, zu nur Mk. 5.— pr. Stück franco unter Nachnahme. Die Maschine ist hochheim vernickelt und kann mit derselben jede Person sofort Haarschneiden; ferner hat man dieselbe bei zwei Kindern in einem halben Jahr verdient und der geringe Preis ermöglicht es, dass ein jeder in der Lage ist, eine Maschine zu bestellen. Haupt-Katalog über Sol. Stahl-, Leder-, Musik-, Gold- und Silberwaaren, Uhren, Uhrketten, Pfeifen, Waffen etc. umsonst und portofrei. Max Vollbach, Stahlwaarenfabrik und Versandhaus Haan bei Solingen No. 261.

Die Firma Komet-Fahrrad-Werke Akt.-Ges. in Dresden bringt, wie alljährlich, auch in dieser Saison ihren illustrierten reichhaltigen Katalog, künstlerisch ausgestattet, mit billigen Preisen zum Verkauf.

Derselbe bietet zunächst eine überaus reichhaltige Auswahl in Fahrrad-Zubehör- und Bestandtheilen, als Sättel, Glocken, Gepäckträger, Laternen, Motorfahrräder, Pneumatische Decken, Lüftschläuche, sowie Hosenträger, Kochmesser, Schlosser, Federkopfbügel etc., nebst einer grossen Anzahl sämmtlicher Reparatur-Artikel; wie Gummilederstoff zum Zufüllen d. Lüftschläuche, Speichen, Räder, Ketten, Lenkstangen usw., fang alles, was zu einer Ausrüstung und Instandhaltung eines Fahrrades gehört. Auch die berühmten Freilauf-Räder F. & S. sowie auch solche verschieden amerikanischer Systeme sind in reicher Zahl vertreten, und gerade in diesen Jahren bieten die Freilauf-Räder einen reizenden Absatz, da jeder Radfahrer die rohrende Kraft des Rades durch die praktische Vermehrung des Freilaufes auszunutzen bestrebt ist. Es läuft sich betreffende Räde in jedes neue sowie alte Rad ohne grosse Umstände und Unstören einsetzen, was betreffende Firma für Mk. 15 bis 18 prompt und schnell durchführt.

Am Schluss dieses umfangreichen Buches bietet die Firma ihre seit 1886 ruhiglichst bekannten Komet-Fahrräder zu den allerbilligsten Preisen an. So kann man z. B. schon für Mk. 75.— einen hochelaganten Halbreimer in feinster Ausführung erhalten. Alle Arten anderer Räder im Preise von Mk. 80 bis Mk. 100, elegante Luxusräder im Preise von Mk. 125 bis 140 verlängern den interessanten Inhalt dieses Kataloges.

Auch den Wünschen der Jugend Rücksicht tragend, sind Knaben- sowie Mädchenräder darin zu finden. Auch fehlt dem Juge der Zeit folgend, natürlich das Motor-Zweirad nicht, worin die Firma als ganz besondere Spezialität etwas ganz Vorzügliches bietet.

Wir können daher nur jedem unserer Leser, der Interesse am Radfahr-Sport besitzt oder solches finden will, empfehlen, sich dieses hochelagante Nachschlagewerk der Fahrrad-Fabrik von betreffender Firma kommen zu lassen, er wird sicher oft Veranlassung nehmen, seinen Bedarf von dort zu decken.

Wandwärmer haben vielleicht die beste Verdienst und sind in gewisser Hinsicht bedeutenswerthe Thiere. Mund und Darm seien dem Wurm freilich; aber dafür nimmt er seine Nahrung direkt durch die Haut auf. Es ist ein Glüct, dass dieser abfußliche Schmarotzer dadurch auch leicht angreifbar ist; er kann sich seiner Röhrung verschließen, die der Mensch zu sich nimmt.

Gefährlich ist ihm besonders das aus guten Kürbisfrüchten gemachte für Del und Couscous, wie hierüber ein Pariser Arzt Dr. Debout fürstlich erst wieder an einer eines außerordentlich reichen Gemüsematerials beweist und gleichzeitig hervorhebt, dass ein derartiges Präparat auch auf jede andere Art von Gingereide-würmern tödlich wirkt, sofern die Herstellung und die Menge des Mittels eine entsprechende ist. Diesen beiden Anforderungen genügt in jeder Hinsicht eine Bürschholzlage, welche unter dem Namen „Gurbitz“ von der Firma Paul Germs, Leipzig, im Handel gebracht wurde, und in es genügt für jeden eine große Verdauung und angenehm zu riechen, dass ein Mittel existiert, welches nach allen diesbezüglichen Berichten und Erfahrungen mit möglichster Sicherheit vor Allem aber auch unschädlich, angenommen zu nehmen und nur Mk. 2,50 franco überallhin kostet, also sehr billig ist.

Die Frau
Dieses für jede Familie wichtigste hygienische Buch von Frau Anna Helm, fr. Oberhebamme a. d. geburtshilflich. Klinik d. Kgl. Charité zu Berlin, ist gegen 50 Pf. in Briefen zu beziehen von Frau Anna Helm, Berlin S. 100, Oranienstr. 65.

Briefmarken für Sammler billig
50 versch. Spanien 1, 19 Bern 50, 25 Bra-
vissen 20, 20 Argentinien 75, 10 Preussen 75,
15 Sizilien 50, 6 Sachsen 50, 200 versch.
auch Belgie 1, 90, 750 verschiedene aller
Stile 12,50. Briefmarken gratis.
Ernst Waske, Berlin W. Friedrichstraße 65.

Jede praktische Dame benutzt mit garantierter Erfolg, das Victoria-Lehrbuch d. Damenschneider, das unbürokratisch und verständlich ist. Geg. Einsendung von 1,95 M. oder Nachnahme von 2,15 Mk. franco zu beziehen direkt von B. Schuffenhauer, Dresden-N. Marienstraße 54.

Dieselbe Firma liefert: die 3 aller-neuesten Rocksnitte der Salson für 1,60 M.; 3 Blousonsnitte für 1,60 M.; 3 Taillen für 1,60 M.; 3 Boleros für 1,60 M.; 3 Jackets für 1,60 M.; 3 Capes für 1,60 M.; 4 Armele für 1,60 M.; Reformkäle 1 M.; Schleppkleid 1 M. & Riles mit neuesten Modebildern.

Fragen Sie Ihren Arzt!
Die Patent-Candie ist eine medicin-hygienische Erfindung v. unschätzbarem Wert f. jede Frau! Die Patent-Candie ist die einzige existente Vorrichtung zur Selbstbehandl. bei Frauenleiden mit der Wirkung sicherster Schutzs auch für die gesunde Frau. Einfache Handhab. bei unbeschr.

Haltbarkeit: Behördlich geprüft; ärztl. bestätigt! Dieser Effectur. Garantie. Erstattung. Fordern Sie vertraulich auf. Beschreibung gegen 20 & in Briefmarken und fragen den Arzt. R. Schneider, BERLIN N., Schönhauser Allee 72.

Die Firma Komet-Fahrrad-Werke Akt.-Ges. in Dresden bringt, wie alljährlich, auch in dieser Saison ihren illustrierten reichhaltigen Katalog, künstlerisch ausgestattet, mit billigen Preisen zum Verkauf.

Derselbe bietet zunächst eine überaus reichhaltige Auswahl in Fahrrad-Zubehör- und Bestandtheilen, als Sättel, Glocken, Gepäckträger, Laternen, Motorfahrräder, Pneumatische Decken, Lüftschläuche, sowie Hosenträger, Kochmesser, Schlosser, Federkopfbügel etc., nebst einer grossen Anzahl sämmtlicher Reparatur-Artikel; wie Gummilederstoff zum Zufüllen d. Lüftschläuche, Speichen, Räder, Ketten, Lenkstangen usw., fang alles, was zu einer Ausrüstung und Instandhaltung eines Fahrrades gehört. Auch die berühmten Freilauf-Räder F. & S. sowie auch solche verschieden amerikanischer Systeme sind in reicher Zahl vertreten, und gerade in diesen Jahren bieten die Freilauf-Räder einen reizenden Absatz, da jeder Radfahrer die rohrende Kraft des Rades durch die praktische Vermehrung des Freilaufes auszunutzen bestrebt ist. Es läuft sich betreffende Räde in jedes neue sowie alte Rad ohne grosse Umstände und Unstören einsetzen, was betreffende Firma für Mk. 15 bis 18 prompt und schnell durchführt.

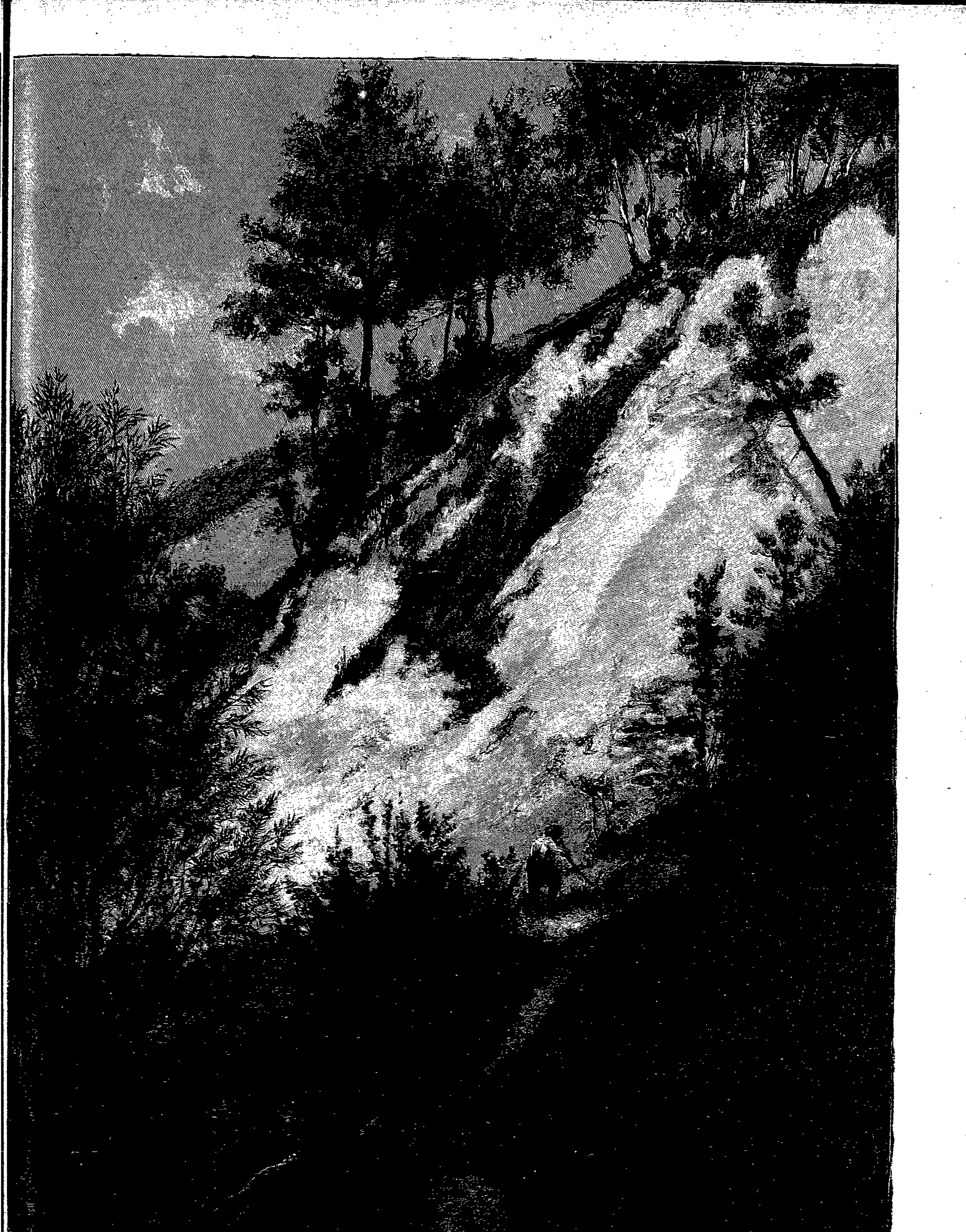
Am Schluss dieses umfangreichen Buches bietet die Firma ihre seit 1886 ruhiglichst bekannten Komet-Fahrräder zu den allerbilligsten Preisen an. So kann man z. B. schon für Mk. 75.— einen hochelaganten Halbreimer in feinster Ausführung erhalten. Alle Arten anderer Räder im Preise von Mk. 80 bis Mk. 100, elegante Luxusräder im Preise von Mk. 125 bis 140 verlängern den interessanten Inhalt dieses Kataloges.

Auch den Wünschen der Jugend Rücksicht tragend, sind Knaben- sowie Mädchenräder darin zu finden. Auch fehlt dem Juge der Zeit folgend, natürlich das Motor-Zweirad nicht, worin die Firma als ganz besondere Spezialität etwas ganz Vorzügliches bietet.

Wir können daher nur jedem unserer Leser, der Interesse am Radfahr-Sport besitzt oder solches finden will, empfehlen, sich dieses hochelagante Nachschlagewerk der Fahrrad-Fabrik von betreffender Firma kommen zu lassen, er wird sicher oft Veranlassung nehmen, seinen Bedarf von dort zu decken.

Wandwärmer haben vielleicht die beste Verdienst und sind in gewisser Hinsicht bedeutenswerthe Thiere. Mund und Darm seien dem Wurm freilich; aber dafür nimmt er seine Nahrung direkt durch die Haut auf. Es ist ein Glüct, dass dieser abfußliche Schmarotzer dadurch auch leicht angreifbar ist; er kann sich seiner Röhrung verschließen, die der Mensch zu sich nimmt.

Gefährlich ist ihm besonders das aus guten Kürbisfrüchten gemachte für Del und Couscous, wie hierüber ein Pariser Arzt Dr. Debout fürstlich erst wieder an einer eines außerordentlich reichen Gemüsematerials beweist und gleichzeitig hervorhebt, dass ein derartiges Präparat auch auf jede andere Art von Gingereide-würmern tödlich wirkt, sofern die Herstellung und die Menge des Mittels eine entsprechende ist. Diesen beiden Anforderungen genügt in jeder Hinsicht eine Bürschholzlage, welche unter dem Namen „Gurbitz“ von der Firma Paul Germs, Leipzig, im Handel gebracht wurde, und in es genügt für jeden eine große Verdauung und angenehm zu riechen, dass ein Mittel existiert, welches nach allen diesbezüglichen Berichten und Erfahrungen mit möglichster Sicherheit vor Allem aber auch unschädlich, angenommen zu nehmen und nur Mk. 2,50 franco überallhin kostet, also sehr billig ist.



Hm Abhang. Nach dem Gemälde von A. Reinhardt.

ihren Wohlhabern von der Wollenzunft mit schroben und auf lohnten, nimmt sich besonders ungern aus angesichts der Thatsthe, daß die ganze Geschichte der Stadt Florenz vor 1378 eine lange Kette bürgerlicher Revolutionen darstellt, bei denen auch nicht gerade mit Mosentwasser gesprengt worden ist. Was blieb den Ciompi, da ihnen alle gesetzlichen Wege zur Verbesserung ihrer Lage verant waren, Anderes übrig als der herkömmliche Weg der Gewalt, auf den sie noch dazu durch die Misserfolgen aus den Reihen der Besitzenden und der Kleinbürger geführt worden waren? Wenn die Proletarier dabei mit ungewöhnlicher Rauhheit verfahren wären, so könnte das nicht Wunder nehmen in Anbetracht der Entniedrigung, in die man die Arbeiter systematisch hineingedrückt hatte. Einiges ist ja auch von Erzässen zu vernehmen. Ein besonder verhafpter Scherze der Oligarchie ward in wilder Lynchjustiz beim Fuß aufgehängt und in Stücke gerissen. Eine Anzahl Häuser von Kapitalisten gingen in Flammen auf, desgleichen die Papiere der Wollenzunft. Im Großen und Ganzen aber versuchten die Ciompi mit erstaunlicher Mäßigung. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß ihnen der Palast der Signorie als ein der Gesamtheit gehöriges Kunstwerk heilig war, obwohl sie ihn einen ganzen Monat lang besetzt gehalten haben: diese mittelalterlichen Vorkämpfer des Proletariats waren ebenso wenig kundfeindliche Vandale, wie ihre modernen Nachkommen.

Von erstaunlicher Mäßigung zeugen nun auch die Forderungen des Proletariats, wie sie enthalten sind in der Petition der Ciompi vom 20. Juli 1378. Erstens verlangten sie drei neue Zünfte für die bisher Rechtslosen, davon eine für Barbiere, Schneider und Baumwirker, eine für die Färber und eisliche Arbeiterschichten von geringer Zahl und Bedeutung, eine für sich selber, für das eigentliche Proletariat. Weiter den vierten, später den dritten Theil aller zu bezeichnenden Aemter, ein eigenes Haus für eine proletarische Sonderregierung von acht Konsulen, Aufhebung des Postens eines offizielle forestiere und also der Solter für Stofflöhnen aus dem Arbeitsverhältnis. Erziehung des bisherigen drückenden Eigentümers durch eine progressive Einkommenssteuer. Kein Angehöriger der neuen Zünfte dürfe in den nächsten zwei Jahren zur Zahlung von Schulden unter fünfzig Dukaten angehalten werden. Das Reichshaus solle die Zinsen freichen, so daß mit die Kapitalien zurücksetzt werden brauchten. Aufhebung der Getreide- und Mehlazize auf sechs Monate, Herabsetzung des Salzpreises auf die Hälfte, Bezeichnung eines Scheffels Getreide pro Kopf der Bevölkerung, Reform des Münzsystems, um die Bezeichnung der Arbeiter bei der Lohnzahlung zu beheben. Daß der chronischen Arbeitslosigkeit abzuhelfen, wird gefordert, daß sie während der Krisis geschlossenen Läden der Wollenzunft wieder geöffnet würden und die Kinder sich verpflichteten, jährlich mindestens 24 000 Stoff Fuß zu erzeugen. Die Arbeitsschicht sollte nur fünfzig Prozent erhöht werden. Den Schlüß des Ganzen bildete eine allgemeine Amnestie.

Dieses Programm für die Diktatur des Proletariats in die Wirklichkeit zu übersetzen, machten die Ciompi einem der Ihrigen, der es vom Wollfänger zum Aufseher gehabt hatte, Michele di Landi, unter dem Titel eines Gonfaloniere der Gerechtigkeit, zum Tutor. Sie hatten aber vergessen, denn Mann ihres Bertrauenes die nötige Angel an's Bein zu binden, und so fielte sich bald heraus, daß sie den Saß zum Göttertempel gemacht hatten. Die neuen Zünfte erbebten wohl; aber Michele di Landi nahm außer seinen eigenen Interessen (er begabte sich mit einer christlichen Sirene) handfestlich die Sonderinteressen der Wollenzunft wahr, die nur daraus bedacht war, ihr eigenes Geschäft in's Trockene und die revolutionären Ciompi zur Stube zu bringen. Mittlerweile erhebten sich auch die Kapitalisten und das Kleinbürgerthum bzw. erster Schneider. Bald standen die Proletarier, brennend und verhaft, einer Koalition aller übrigen Städtchen gegenüber, der sie an Kraft und Zahl nicht gewachsen waren. Es war schon zu spät, als sie von ihrem Bertrauenem erwarteten und Garantien verlangten. Ihr Bertrauenstrauß

antwortete mit der Aussforderung, die Waffen niedergelegen. Da riß dem Proletariat der Geduldssaden. Es zog nach St. Maria Novella aus und setzte sich eine eigene Sonderregierung. Ideen, das Tausendjährige Reich, den Zukunftstaat der christlichen Kommunisten, anzurichten, sollen laut geworden sein. Alle Hoffnungen wurden alsbald zu nichts. Gesandte, die von den Ciompi an Michele di Landi abgesandt wurden, um ihm seinen Vertrag vorzuhalten und ihn zum Eingehen auf die proletarischen Forderungen zu bewegen, wurden von dem Diktator mit blanker Waffe angefallen und sodann eingesperrt. Nun stand die Entscheidung auf des Schwertes Spize. In zweitägigem Straßenkampfe machten die Ciompi am 31. August und 1. September 1378 ihre Kräfte mit den übrigen Klassen, auf deren Seite auch die Färber unter Führung des Judas Michele di Landi fochten. Die Ciompi unterlagen, und nun folgte die Strafe in Gestalt von Hinrichtungen und Verbannung großer Mengen von „Kädesführern“, Auflösung der Ciompiunft und Ausstoßung der beiden proletarischen Mitglieder aus dem Regierungskollegium der Signorie. Damit war die Reaktion natürlich noch nicht abgeschlossen. Solange die Verhältnisse noch nicht wieder völlig konsolidirt waren, mußte die Plutokratie ihre Nothhelder vom Kleinbürgerthum und der Färberzunft weislich schonen, so sehr sie auch über die Begehrlichkeit der letzteren jammerten. Bald aber kam der Augenblick, wo auch mit der Färberzunft aufgeräumt, das Kleinbürgerthum aus seinem Anteil am Stadtreich gedrängt wurde. 1381 saß das Bürgerthum wieder so fest im Sattel, daß es dem Beträcher Michele di Landi seinen Dank abstatte konnte, indem es ihn aus Florenz verbannnte. Die alte Ordnung herrschte wieder in der Arnstadt, umgeschränkt und aller nothgedrungenen Konzessionen entledigt. Sie ist seitdem nicht wieder gestört worden. Auch die Mediceer, die von 1410—76 ununterbrochen päpstliche Bankiers waren, haben in den Zeiten ihrer Herrschaft schlechterdings nichts für das Proletariat gethan. Alles ist beim Alten geblieben, bis im 16. Jahrhundert die answärtige Konkurrenz und die Verlegung der Welthandelsstraßen die Florentiner Wollindustrie ruinirte. Das Bild, das sie bietet, stimmt zu den Phantasien des Herrn Bösch gar übel, straft jedes Wort seines Hymns Eingen. Eine blutigere Satire auf die jesuitische Utopie läßt sich garnicht denken, als der Satz, worin der vortreffliche Wirtschaftshistoriker der die Organisation und Entwicklung der Florentiner Wollenzunft nach allen Seiten erforscht hat, Alfred Doren, einmal* sein Urtheil zusammengefaßt: „Man kann es getrost ansprechen: es gibt wohl keine Periode in der Weltgeschichte, in der die natürliche Leibermacht des Kapitals über die besitz- und kapitallose Handarbeit rücksichtsloser, freier von sittlichen und rechtlichen Bedenken, naiv in ihrer selbstherrlichen Konsequenz gewaltet hätte und bis in die entferntesten Folgen zur Geltung gebracht worden wäre, als in der Blüthezeit der Florentiner Tuchindustrie.“

Und so fehlt blos noch eins, um die geschichtliche Probe auf das jesuitische Exempel vollständig zu machen: die Beantwortung der Frage, wie sich denn die römisch-katholische Kirche zu den Orgien stellte, die fast unter den Augen des heiligen Vaters der junge Kapitalismus in Florenz feierte. Die gläubigen Leser der gedruckten Weisheit des Herrn Bösch werden natürlich von vornherein nicht den mindesten Zweifel hegen, daß der Kirche die nackte Brutalität des florentinischen Ausbeuterthums ein Granat und Schmelz war, gegen den sie mit aller Macht zu Felde zog, daß sie ihr Möglichstes that, um den armen Lohnslaven der Wollenzunft zu einer menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen. Unmöglichkeitweise wir wollen die geschichtlichen Thatsachen zu der jesuitischen Theorie auch in diesem Punkte sehr wenig passen. Es ist gewiß schon

zunächst befremdend, daß die Kurie zwei Jahrhunderte lang die finanziellen Dienste der Florentiner Bankiers in Anspruch nahm und diese Herren dafür in jeder Weise verhängte, ohne im Mindesten das Bedürfnis zu einem ernstlichen Hinweis daran zu verspüren, daß die nämlichen Leute als Mitglieder der Wollenzunft ihren Arbeitern gegenüber die Erfüllung der selbstverständlichen Christaufträge zu lernen hätten. Über nicht genug damit, daß die Päpste unentwegt die hochmögenden Sünder von Florenz als geschickte Werkzeuge der Kirchenpolitik gebrauchten, diente sogar zu allem Nebenfahrt die Kirche ihrerseits den Florentiner Unternehmern als williges Werkzeug, um die Arbeiter in gehöriger Unterwerfung unter das kapitalistische Joch zu erhalten. Den immer wiederholten Beweis dafür erbringen alle Statuten der Wollenzunft von dem ersten des Jahres 1317 an. So allmächtig die Kapitalistenvereinigung im Innern der Stadt Florenz war, im zugehörigen Landgebiet gegenüber den weitverstreuten Spinern und Spinnerinnen, die auf den Dörfern für sie frohnten, wollten die Machtmittel der Kunst doch nicht ganz reichen, um die Heimarbeiter unter ausgiebiger Kontrolle zu halten. Da sprang denn nun die Kirche hilfreich ein, um den heiligen Profit vor allen Fährlächen zu sichern. Alljährlich wurden von den Bischöfen in Florenz und Tiesole den Konzilien Briefe an alle neuen Prälaten unterstellten Kapläne, Klostoren, Plebanen und Prioren des Landgebietes ausgestellt, wodurch diesen aufgegeben wurde, an Allerheiligen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten in ihre Predigten die ernste Mahnung an die Spinnerbevölkerung anzu bringen, daß keine Strähne Garns mit mehr als einem Faden anzuhäppeln sei; der Aussforderung des Geistlichen Zu widerhandelnde sollten die drei ersten Male mit einer kirchlichen Ermahnung, das vierte Mal mit der Exkommunikation bestraft werden. Zum Belege, daß es sich nicht blos um einen auf Florenz begrenzten, in Florenz freilich immer wieder erneuter Fehlgriff handelt, daß vielmehr in der Sache System war, sei nebenbei darauf hingewiesen, daß genau die nämliche Indienststellung der Geistlichkeit zu Gunsten der Kapitalinteressen aus Biça zu berichten ist. Die Gerechtigkeit erheischt es, zu sagen, daß hier und da ein Geistlicher gegen diesen haarschärfenden Missbrauch der Kanzel und der kirchlichen Strafen seine Stimme erhoben hat. Der Florentiner Bettelmönch Fra Giordano da Nivalta nennt es eine abschreckliche Sache, daß die Kanflente arme Frauenzinnier exkommunizieren ließen, weil sie ein nicht ganz tadelloses Gespinst lieferten. Das war aber die Stimme eines Predigers in der Wüste. Der Durchschnittsgeistliche glaubte voll auf seiner Pflicht zu genügen, wenn er den Wollfabrikanten Handlangerdienste leistete, die verachteten Arbeiter dagegen ruhig ihrem elenden Loos überließ.

Demgemäß stattete die Florentiner Plutokratie der Kirche nur den ihr gebührenden Dank ab, wenn sie in den Zeiten unmittelbar vor und nach der Ciompirevolution mehrere prächtige Gotteshäuser aus öffentlichen Mitteln errichten ließ. In unserem Zusammenhang interessirt uns hauptsächlich die Errichtung des Florentiner Domes, dessen Fertigstellung unter der genialen Leitung von Brunellesco in den Jahren von 1420—34 erfolgte. Dieses Bauwerk hat in der Geschichte der Architektur Epoche gemacht. Filippo Brunellesco war der erste große Renaissancebaumeister, und an seinem Dombau ist künstlerisch besonders bemerkenswerth die kolossale Kuppel, die erste in ihrer Art. Aber noch etwas Anderes ist bemerkenswerth an dem Werk. Es gelangte nämlich zur Vollendung unter den Auspizien der Wollenzunft, der es zur Verwaltung übertragen war. Darum ist der Florentiner Dom ein tragendes Denkzeichen nicht allein von der Kunsthilfe der Arnstadt, sondern auch von der makellosen Rechtgläubigkeit ihrer gewissenlosen Ausbenter; er mahnt an die treute Vorkämpfer des Proletariats, die in heldenmütig ausgefochtenem Klassenkampf der Leibernacht ihre Feinde erlegen sind, ohne daß die Prediger der christlichen Liebe es für nötig befunden hätten einen Finger für sie zu regen. —

* Die Florentiner Wollentzuhindustria vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Kapitalismus von Alfred Doren. Stuttgart 1901. pg. 458.

Die Sturmfrau.

Eine Seenovelle von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)

Sir näherten uns Cuxhaven. Ein frischer Wind sprang auf.

"Mit vollen Segeln, Klas!"
Conrad's Stimme war wieder freier.

"In's Meer!" sagte ich.

Und wie ein Seufzer klang's von seinen Lippen nach: "In's Meer!"

Dann aber gab er mit fester Stimme seine Befehle.

Mit vollen Segeln fuhren wir an Cuxhaven vorbei. Stolz! Breit gebläht.

Ich meinte, ich sei einen Skoys gewachsen. So stolz hatte ich mein Lebtag noch nicht am Steuer gestanden.

Es mußte ein schöner Anblick sein, unser Schiff. Mit vollen Segeln — blau und weiß!

Der Kapitän wurde etwas heiterer. Er ging ein paarmal hin und her und pfiff vor sich hin.

"Guten Morgen, Conrad!" rief's.

"Grüß Gott, Steuermann!"

Ein Ruf wie Glocken. Ich schwenkte meine Mütze. Der Kapitän ging seiner Frau entgegen. Sie unterhielten sich miteinander.

Dann kamen sie zusammen heraus.

"Guten Morgen, Steuermann! Mit vollen Segeln in's Meer! Ich freu' mich. Sie nicht auch?"

"Doch — aber wir dürfen nicht zu früh jubeln. Der Wind kann zu plötzlich. Eben so plötzlich kann er wieder abflauen. Ich trau' ihm nicht. Wir sind noch lange nicht im Meer."

"Thut nichts! — Thut er nicht, Steuermann!"

Sie sagte das so bestimmt, als beherrschte sie Wind und Wasser. Ich warf ihr einen scharfen Blick zu.

"Ihr seid Kleingläubige!" sagte sie und sah ihren Mann an der Schulter. "Oder ich glaub', Ihr fürchtet Euch, Ihr Männer!"

Wir protestierten beide.

"So freut Euch doch!"

Frisch und fröhlich ging die Fahrt.

VI.

Ja, es war eine fröhliche Fahrt. Unser Schiff flog geradezu. Wind und Ebbe, es war eine Freude. Hell in der Sonne stieg Helgoland vor uns auf — stolz segelten wir vorüber.

Sie stand vorn am Kiel, ihr helles Haar flog im Winde.

Ich bin ja Helgoländer. Nie hab' ich meine Insel so gesehen. So grüßend, so freundlich und bunt. Wie ein Traum.

Ganz Helgoland, meinte ich, sehe auf uns. Und ich stand am Steuer und lenkte das Schiff.

Neben mir stand Conrad Euckens. O, ich meinte, ich überrage ihn um einen ganzen Kopf. Und er war doch größer als ich, breiter, stattlicher. Schön war er, ein rechter Kapitän, gebietend, herrschend. Seiner selbst bewußt. Große, feurige Augen und einen geschlossenen Mund. Einen wohlgepflegten röthlichen Bart und braunes Haar, das voll unter der Mütze hervorquoll. O, groß, stattlich, schön war er. Aber jetzt — jetzt war ich ihm in Allem über, in Allem — ich war der Herr — ich lenkte das Schiff.

Born am Kiel stand sie: Kate Euckens.

Wir fiel's jetzt wieder ein — wie hatte der Kapitän gesagt? — Die Sturmfrau!

Die Sturmfrau!

So wie eben im hellen Sonnenschein, so würde sie dastehen im Meeresbrausen, im Heulen des Sturmes, in der stockfinsternen Nacht. Ihr Haar würde im Winde flattern. Und groß und ruhig bliebe ihr Auge. Leuchten würde es!

Und ich würde am Steuer stehen, und sie würde mich festbauen, daß ich ausschielte in der schwersten Noth.

Vergott, nun graute mir doch.

Dann, als ich abgelöst war, traf ich sie wieder

drinnen vor der Kajüte. Wir plauderten harmlos miteinander. Harmlos und vertraut. Wir schritten auf und ab. Wir ergänzten unsere Eindrücke. In Vielem eins und gleich, erhöhten wir sie einander noch.

Merkwürdig, es ging Alles die gleichen Wege in uns. Wissen Sie was, es kam ganz von selbst, auch in mir wuchs das Verlangen, daß wir einen furchtbaren, wilden Sturm erleben möchten.

Ein paar Tagesstunden, eine Nacht — und noch ein Tag — und mein ganzes Leben gehörte ihr. Was ich that, that ich für sie, auch meine Pflicht, und es hatte Alles darin einen neuen Werth, einen größeren. Ich stand in ihrem Bann. Es war mir, als stehe ich in einem Licht.

Es war ja wohl eine Abhängigkeit — aber ich fühlte sie nicht. Sie hob mich, sie stärkte mich.

Es ging garnicht von ihrer Person aus, ihrer Erscheinung, ihrem Leiblichen — es war ihr Innerstes, ihr Wesen, das mich anzog. Nichts lockte in ihr, nichts, nichts. Es war Alles einfach und natürlich.

So war sie mir notwendig geworden. Ich mußte es ja freilich jetzt noch nicht. Ich mußte sie erst verlieren, um das zu wissen.

Ich weiß ja freilich nicht, ob nicht damals, nach diesen ersten Stunden, heimlich die Liebe in meinem Herzen schon wachte und wartete.

Aber nein — zunächst war mir klar und blieb mir vor Augen: sie ist die Frau deines Kapitäns, deines Freundes Conrad Euckens. Frau Kate Euckens ist sie. Und daran moch ich mein Empfinden — und nichts von Widerspruch, kein Konflikt war in mir. Das behielt uns denn auch so unbeschangen und harmlos, ganz gleich, ob wir allein standen oder ob ihr Mann dabei war.

Es ist mir ein Tag wie ein Traum. Es ist Alles hell d'rinn und farbig. Es ist ein Kinderglück und Kinderlachen — es ist Alles friedlich, Alles gelöst in Schönheit und Lebenslust.

Gegen Abend schlug der Wind wieder inn. Als die Sterne kamen, that er seine letzte Paus. Es war windstill. Das Wasser war träge. Nun denken Sie, so frohen wir nun fünf, sechs Tage herum. Wir schwirrten hin und her, und der Kapitän fluchte. Aber was halß's! Wind und See schliefen. Wir kamen kaum vom Fleck.

Ganz gegen meine jüngste Art — diesmal war ich garnicht böß darüber. Es faub sich dann und wann ein Gespräch, zu Zweien, zu Dreiern, das etwas in die Stunden trug, wodurch sie flüchtiger wurden und Gehalt erhielten.

Aber ich wuchs auch mehr und mehr mit ihr zusammen.

Wir wurden einander Bedürfnis. Wir suchten einander. Wir freuten uns, wenn wir uns sahen. Wir thaten uns Manches zu Liebe.

Da unser Schiff gar zu träge hinschlief, sahen wir auch zu Dreiern in der Kajüte und tranken Kaffee, und sie brach mir den Zwieback und legte mir vor, wie man einem lieben Gaste thut. Ich war im Stillen unendlich dankbar für all diese Freundschaft und Zärtlichkeit, und es fiel mir garnicht ein, daß ich die eines Tages nicht mehr haben würde, daß sie mir für immer verloren sei.

Da schlug einmal bei einem Plauderstündchen der Kapitän seiner Frau vor, in Fano an Land zu gehen. Es seien, besonders bei diesem Wetter, immer noch ein paar Tage, wir seien kaum auf der Höhe von Amrum und hätten noch einen tüchtigen Bogen.

Mir schoß es rot in den Kopf.

Abschied! Und so nahe!

Fest, von diesem Monente an war mir bewußt, was sie mir war. Meine Finger zitterten.

"Es ist ja eine faule Sache bei diesem Wetter," sagte Conrad Euckens. "Dieses Lungen auf dem Wasser wird man doch bald müde. Nicht, Kate?"

"Ich will noch einen Sturm erleben," sagte sie.

Ihr Mann triumphierte.

"Es ist nichts mit dem Sturm. Es kommt keiner." Wir hatten beide in diesen Tagen diese Schen überwunden, die sie uns eingelegt hatte, er und ich. Sie hatte nicht Recht.

"Doch, es gibt einen," sagte sie, "es muß einen geben!"

Conrad Euckens lachte.

"Es muß — wenn Du's machen kannst, Kate! Aber Du bist doch nicht die Sturmfrau, wie wir gemeint haben! Nicht, Klas?"

Ich wußte nichts zu sagen.

"Dann bleib' ich bis Stavanger."

"Das ist eine ewige Fahrt!"

"Ja, bei solchem Wetter dauert's wirklich eine Ewigkeit," bestätigte ich, nur um etwas zu sagen. Kate Euckens warf mir einen fragenden Blick zu.

Aber in meinem Auge fand nichts von Zweifel gewesen sein.

Sie lächelte.

Zum ersten Male waren wir in einem Einverständniß über ihren Mann hinweg.

Ob es Conrad Euckens fühlte!? Er saß ganz ruhig.

"Nun lasst! Du sagst, es ist noch lang bis Fano. Warten wir's also ab. Es wird schon ein Sturm kommen bis dahin. Es kommt einer. Dieses Wetter bleibt ja nicht. Das hat am längsten gewährt. Ich kenne die See besser als ihr Seelute. Euch ist das gerade recht; aber ich liebe den Sturm. Herrgott, so einen wilden, tollen, mächtigen Sturm, daß unser Schiff tanzt wie eine Nusschale, auf und nieder, daß die Planke krachen und die Masten sich biegen, brechen meinewegen. Dann will ich Euch 'mal sehen! Dann heißt's Seemann sein, Conrad! Ich freu' mich so d'rauf! Fürchtet Ihr Euch? Wie ist's, Steuermann?"

Wir lachten beide.

"Ich will's aber nicht wünschen, Kate, daß wir einen solchen Sturm kriegen, wie Du Dir vorstellst. Wenigstens möchte ich Dich nicht dabei an Bord haben. Das ist keine Kleinigkeit, daß ist eine schwere Sache. Da geht's an's Leben. Nur Männer — erst einer Frau! Nein, Kate, das wünsche lieber nicht. Die See kann furchtbar grausam sein."

Sie lachte.

"Ich hab' Dich noch nie so reden hören, Conrad!"

"Mir wird geradezu angst vor Deiner Wünscheret. Man soll nichts herausbeschwören. Ich bin ja das faule Wetter auch müde. Aber Sturm braucht's deshalb nicht gleich zu sein!"

Sie überhörte ihn ganz.

"Und Sie, Steuermann, was sagen Sie?"

Ich sah die Spannung im Auge des Kapitäns.

"Wir müssen ihn halt überstehen und zu meistern suchen, wenn einer kommt," sagte ich gewichtig und schwer, und wie aus einem fernen Sünen heraus. Ich sah ihr dabei in die Augen. Es war ein Glänzen d'rinn, ein Leuchten und Flammen.

"Bravo! Steuermann!"

Conrad Euckens senkte den Kopf.

Schwer legte sich seine Hand auf meinen Arm.

"Unterstützt Du sie noch, Klas Janssen?"

Ganz schwer fiel's auf mich. Es war wie ein Schreien gewesen. Mehr noch vielleicht. Er hatte sich ja so vollständig in der Gewalt — mehr noch lag darin — etwas Feindliches, etwas furchtbar Feindliches, gerade weil es so ruhig und beherrscht war.

Aber ich blieb ruhig und sah ihm fest in die Augen.

"Unterstützen, Conrad Euckens? Wir machen doch hier das Wetter nicht!"

"Aberding," sagte er und atmete auf. Langsam wich die Spannung aus seinen Zügen.

Wir reichten ihr die Hand und gingen auf unsere Posten.

(Schluß folgt.)

Am Abhang. Ein Sandberg. Wo er eine leichte Humusdecke trägt, bestanden mit Bächen, Stauden und blühenden Föhren. Der Nordhang ist niedergegangen. Einige jungen Hainbuchen die Fläche hinauf, sonst nichts als Sand, gelber Sand, und darüber die prallende Nachmittagssonne. Am Fuße des Berges ein Mensch, ein Arbeiter. Seine Doppelspitze schlägt er in den Kies und Sand, die hier zusammengebacken und hart geworden sind wie Stein. Und wenn die Atemmuskeln es nicht zwingen, nimmt er die Schürze zur Hüse, schüttet und drückt wie mit einem Hebebaum. Der Wind ist abgefangen, eine Raupeenglück zittert in dem Kessel.

Wie ein Bild des Arbeiterlebens überhaupt erscheint die Darstellung des Mannes vor dem Sandberg. Dem stummen Betrachter sagt sie noch mehr. Es war unsere Partei vor vierzig Jahren? Ein Häuslein. Bahntwizige, wie man meinte, denn sie stellten sich gegen eine ganze Welt. Was man fest veranftet hielt für alle Ewigkeit, sie wollten es umteilen. Da hätte ja auch eine Ameise einen Berg abtragen können! Aber das Häuslein verzögerte nicht. Zu einem Jeden war die Überzeugung, auf dem rechten Wege zu sein, in jedem das fröhliche Bewußtsein: Was Du thust, ist nicht umsonst gethan, und wenn Du auf dem Wege liegen bleibst, andere werden kommen, und sie werden Dein Werk forschauen, vollenden. Und die Anderen kommen, mehr und mehr; Lernende, Behnischende, Hunderttausende. Was man früher für Spielerei gehalten, jetzt erregte es Schrecken. Und nun fielen Opfer. Tag für Tag. Aber den Männern sie nicht hemmen, unaufhaltsam ging es vorwärts. Das Wort Sozialdemokrat, früher ein Schimpfwort, eine Ehrenbezeichnung ist es geworden auf der ganzen Erde. Aus den Hunderttausenden wurden Millionen. Noch sind wir nicht über den Berg, aber wir wollen es, und was wir wollen, können wir. Wie bei unserer Altvorderen ist auch bei uns jeder Schlachttag ein Feiertag. Am nächsten Dienstag ist ja ein Feiertag: die Fasching zum Reichstag.

Arbeiter! Habt Ihr je das volk-streidige Leuchten in dem Auge eines Proletarier-Jungen gesehen, wenn er sagte: „Mein Vater ist Sozialdemokrat!“

Dann werkt Ihr auch, was Ihr am kommenden Dienstag zu thun habt!

Helotendasein. Um die vollendete Rechtslosigkeit zu bezeichnen, wird manchmal von Helotentum gesprochen. Heloten hießen die Slaven im griechischen Kaiserstaat Sparta. Ihre Lage unterschied sich wesentlich von derjenigen der Slaven im übrigen Griechenland. Sonst waren die Slaven Privateigentum der einzelnen Bürger, in Sparta gehörten sie dem Staat und wurden den Bürgern der regierenden Aristokratie, die nicht arbeitete, sondern nur für den Krieg und vorherliche Uebungen lebte, wie das Leib, woran die Heloten an die Scholle gefesselt waren, nur zur Nutzung zugewiesen: der spartanische Grundherr hatte von den Staatslaven seines Loses bestimmte Abgaben an Getreide, Öl und Wein zu fordern, dagegen konnte er sie weder verkaufen, noch lassen, andererseits ihnen auch nicht die Freiheit gönnen. Wenn also die Heloten nach deutscher Ausdrucksweise eigentlich bloß unter die Kategorie der Hörigen fallen, so fühlte sich der spartanische Adlige deshalb keiner nicht in seinen Herrschaften beeinträchtigt; wenn er sie auch als Einzelner den Heloten gegenüber nicht unbedenklich beobachten konnte, die Verurteilung aller Seine gleichen, die den spartanischen Staat anstreben, holt das doppelt und dreifach nach. Den Behörden gegenüber waren die Heloten jeder Willkür ausgeliefert. Um ihnen ihre Lage peitschen zu können einforderten zu können, wurde offiziell immer die ungewöhnlichen „Ephoren“, die ersten Leiter des Staates, ihr Amt antraten, den Heloten persönlich der Krieg erklärt. So lebten in Sparta Herrscher und Untertanen als zwei feindliche Wölfe zusammen. Sie waren es auch von Anbeginn her gewesen. Die dorischen Spartane waren als Erbauer in das Land am Eurotas eingedrungen und kamen nach kurzer Kampf die eingesessenen vornehmsten Bauern in das Helotentum hineingezogen. Noch nach Jahrhunderten war die Erinnerung daran nicht erloschen, daß einmal die Sklaverei mit dem Berg Jakome den dorischen Einwohnern vornehmsten Widerstand geleistet hatten. Als im Jahre 461 v. Chr. nach einem jährläufigen Erdbeben, das als ein Götterzeichen gewaltsigen Eindruck machte, ein großer Helotenaufstand ausbroch, lebte jetzt ein Theil der im freien Feld gelegenen Einwohner des Dorfes jetzt, vertrieben, sich neuem Zuhause lang gegen alle Angreife und Kapitulation sturzhaft gesetzten Aufzug in's Ausland. Vor jolchen Slavenbefreiungen hätte die spartanische Aristokratie jährlängst Angst und hätte sie deshalb mit allen Mitteln zu verhindern. Dem Zweck diene vor allen die Errichtung der „Lysippia“ oder Schimpfpolizei: junge

Spartaner durchstreiften ständig das Land und beschädigten die helotischen Bauern; wer verdächtig erschien, ward aus dem Wege geräumt. Im peloponnesischen Krieg ist dies einmal mit nicht weniger als 2000 Heloten geschehen, als die spartanische Regierung einen Aufstand befürchtete: durch hinterlistige Vorstiegungen, daß man ihnen die Freiheit schenken wolle, wurden diese Unglücksfälle nach Sparta gelockt und dann niedergemordet. Über mangelnde Wahrung seiner Herrenrechte könnte sich also der spartanische Adlige gewiß nicht beschlagen: der Staat besorgte das für ihn. Das Hochgefühl, das ihm demgemäß beseelte, spricht aus folgendem spartanischen Liedgesang, der uns erhalten ist:

Ich habe große Schäke: den Speer, dazu das Schwert,
Dazu den Schirm des Leibes, den Stierschild altbewahrt.
Mit ihnen kann ich pfügen, die Freude fahren ein,
Mit ihnen kann ich feilern den süßen Traubenzwein,
Durch sie trag' ich den Namen „Herr“ bei den Knechten mein.
Die aber nimmer wagen, zu führen Speer und Schwert,
Auch nicht den Schirm des Leibes, den Stierschild altbewahrt,
Die liegen mir zu führen, am Boden hingestreckt,
Von ihnen, wie von Hunden, wird mir die Hand geleckt . . .

Der letzte Vers charakterisiert das Helotendasein am besten: es war ein Hundeleben, wie es sich nicht elender denken ließ. —

Adaption nordafrikanischer Wüsteninsekten. Die Insektengruppe der Geradflügler zeigt nach den Untersuchungen J. Voßeler's in dem Wüstengebiete Nordafrikas eine sehr ausgeprägte Farbenanpassung an ihre Umgebung. Es ist ja bekannt, daß viele Wüsteninsekten das schlichte, sandfarbene Aussehen ihres Aufenthaltsortes besitzen. In der Farbenanpassung der Geradflügler — zu dieser Insektengruppe gehören z. B. Heimreden und Grillen — zeigen sich aber nun ganz besondere Eigentümlichkeiten. Die Thiere verändern in Nordafrika bei jeder Häutung ihre Färbung, sie häuten sich nur in den Vormittagsstunden zu der Zeit, wo die Sonnenstrahlung am stärksten ist. Unmittelbar nach der Häutung sind sie farblos oder nur undeinheitlich gelblich gefärbt, alsdann nehmen sie erst die definitive Färbung an. Diese gleicht nun der Umgebung, und zwar ganz genau in ihren Einzelheiten. Das Rechtwürdigste aber ist, daß nicht eine Thierart eine bestimmte Anpassungsfarbe besitzt, sondern daß die Individuen ganz genau an ihren kleinen lokalen Aufenthaltsort angepaßt sind. Das geht so weit, daß mitunter kein Exemplar einer Art dem anderen gleicht, sondern daß alle mit dem Aussehen ihres speziellen Rilstens übereinstimmen. Häutet sich ein Thier im Bereich einer grünen Bodenvegetation, so erhält es eine grüne Färbung, häutet es sich auf einem braunen Boden auf, so wird es braun. Und nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Zeichnung ahmen viele Individuen ihre Umgebung genau nach, sie sind eine vollkommen Photographie ihres Aufenthaltsortes. Mitunter ist jedoch ein Aufenthaltsort ganz klein, wie mehrere Meter im Umfang. Gerathen die Insekten auf der Flucht vor einem Feinde an einen anderen Platz, dem sie in der Färbung nicht angepaßt sind, so eilen sie so schnell wie möglich nach ihrem ursprünglichen Aufenthaltsorte zurück. Es ist ganz klar, daß die genaue Lieberesitzierung eines Individuums in der Färbung mit seinem kleinen speziellen Wohnorte nicht durch die natürliche Zuchtwahl entstanden sein kann. Der Aufenthaltsort muß auf jedes Exemplar einer Geradflüglerart direkt einen Einfluß ausüben, so daß es die gleiche Färbung erhält. Zu welcher Weise dies allerdings geschieht, darüber läßt sich kaum eine Vermutung aufstellen. Die Thiere sind nicht nur in der Färbung ihrer Umgebung angepaßt. Wenn sie sich bewegen, kommen ihre hinteren Flügel zum Vorschein, die oft recht bunt und lebhaft gefärbt sind. Da in den Wüstengegenden die Pflanzenvegetation sehr gering und der Boden gleichmäßig ist, da hier jenseit die Sonne in alle Winkel lenkt, eine Farbenanpassung für die Bewohner jenes Gebietes sehr vortheilhaft. Diejenigen Geradflügler, die keine Farberesitzierung mit ihrer Umgebung zeigen, sind durch andere Eigentümlichkeiten in den Stand gebracht, ihre Art zu erhalten. Einige von ihnen vermögen sich sehr stark, andere fliegen sehr gewandt, wieder andere vermögen übertriebene Gesten anzuschlagen oder Blut auszuspritzen, das wahrscheinlich auf die Angreifer giftig wirkt. So haben sie einen Vorsatz für die Farbenanpassung, die sonst das verbreitete und wahrscheinlich beste Schutzmittel dieser Insektenarten ist. —

Lebensfähigkeit eines Pflanzenbastards. Es scheint ganz selten vorkommen, daß Bastarde zwischen zwei verschiedenen Arten eine lange Lebensdauer besitzen. Man nimmt an, daß sie entweder ganz unfruchtbare sind oder doch nach wenigen Generationen wieder verschwinden. Man hat ja Beispiele, daß unter dem Schutz des Menschen solche Bastarde Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang sich vermehren wie dies z. B. mit dem Hund und vielen Kultuspflanzen, dem Stiefmütterchen, den Weiden der Elbe ist. Dagegen glaubt man, daß die Bastarde, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, schon deshalb zu Grunde gehen, weil sie von Elternarten, von denen sie abstammen, bald verdrängt würden. Das ist aber jüngst von zwei verschiedenen Seiten in der „Naturwissenschaften“ die Mitteilung gemacht worden, daß ein Pflanzenbastard sich auffällig verbreitet und die Arten, aus denen er hervorgegangen ist, unterdrückt. Es gibt einen Bastard zwischen dem Weizen und der gelben Anemone, der blaßgelben Blüthen besitzt, die weißlich verbleiben. Die Bastardanemone ist an verschiedenen Stellen Deutschlands als selteine Erscheinung beobachtet worden, man nahm daher an, daß jene keine große Lebensfähigkeit besitzt, sondern immer wieder bald verdrängt wird nachdem sie immer wieder von Neuen aus den Stammeltern hervorgegangen sei. Allein in einer Auenwalds der Elbe bei Oranienbaum im Lubekischen, kommt die Bastardanemone in so gewaltiger Anzahl vor und die Stammler sind hier so spärlich vorhanden, daß jene nicht durch direkte Kreuzung entstanden sein kann, sondern sich selbstständig weitervermehrt und verbreitet haben muß. Im Frühjahr beherrscht die Bastardanemone den ganzen Wald, daß der Boden mit ihren erbsengelben Blüthen bedeckt ist. Dagegen steht die gelbe und die weiße Anemone nur noch in wenigen Exemplaren am Rand des Waldes; sie ist offenbar soweit zurückgedrängt worden. In kleinerem Maßstabe tritt dieselbe Erscheinung in einem Walde im Kondethal bei Wittingen an der Weser auf. An einer 10 bis 20 Quadratmeter großen Stelle des Waldes hat die Bastardanemone die Stammler ganz verdrängt. Ein einzelne Exemplare der gelben Anemone stehen unter der großen Individuenmenge des Bastards. Die weiße Anemone ist jedoch in der Nachbarschaft rechtlich vorhanden. Aber auch sie kann die betreffende Waldstelle nicht zurückerobern, denn seit dem Jahre 1887 ist nachweislich das Gebiet der Bastardanemone nicht kleiner geworden. —

Betrieb von Waschmaschinen mittelst Druckwassermotor. Zu ständig zunehmendem Maße macht sich die Verwendung von Waschmaschinen im Haushalt bemerkbar. Wenn nun auch die Benutzung einer Waschmaschine ganz unverkennbar das Reinigen der Wäsche wesentlich erleichtert und beschleunigt, ja be richtiger Handhabung auch zu einer Schonung der Wäsche gegenüber der Bearbeitung mit den Händen beiträgt, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch die Bedienung einer Waschmaschine, namentlich wenn dieses längere Zeit notwendig ist, eine anstrengende Arbeit bedeutet. Soll aber die Betätigung der Waschmaschine durch einen kleinen Motor geschehen, so ist die ganz selbstverständliche Voraussetzung, daß eine solche Kraftquelle nicht nur billig, sondern auch in der Bedienung außerst einfach sein muß. Diese Anforderungen genügt nun der Druckwassermotor der leicht an den Waschmaschinen befestigt werden kann. Ein solchen Motor verbindet man mit Hülse eines Schlauches mit dem Wasserleitungsschlauch, öffnet man nun diesen, so wird die kleine Maschine in Thätigkeit gesetzt. Die Schnelligkeit der Betätigung des Druckwassermotors und damit der Waschmaschine kann durch mehr oder minder weites Drosseln des Wasserleitungsschlauches regulirt werden. Von großer Bedeutung ist nun die Thatfrage, daß der Druckwassermotor das Betriebsmittel durchaus nicht verschmäht, so daß man das durch den Motor gelieferte Wasser zum Waschprozeß selbst noch verwenden kann. Da das Waschen mit Motorbetrieb gründlicher ausfällt als durch Handbetrieb, so entsprechen auf Minuten Maschinenwaschen etwa zehn Minuten Handbetriebwaschen, so daß also eine Zeiterparthe von 20 p. J. erzielt wird. Da man hundert Stück stark beschmutzte Wäsche mit etwa 2,87 Kubik liter Wasserverbrauch für den Motor zu reinigen braucht, so stellt sich der Motorenbetrieb unter Voraussetzung eines Wasserpreises von 15 s pro Kubikliter zu etwa 43 s. Weniger beschmutzte Wäsche wird natürlich mit geringeren Kosten gereinigt. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.